Nummer 117 Mittwoch, 23. Mai 1923

Berliner Familien-Zeitung

Der Schatten

Ein Detektivroman

Von E. v. Kraatz

[1. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Mit Ninas weichem Kindergesicht ging eine häßliche Veränderung vor. Ihr Unterkiefer schob sich vor, und ihre grellblauen Augen bekamen einen stechenden Glanz.

„Ich bin kein Kind mehr," versetzte sie trotzig, „und ich *will* mein Vergügen haben, wie andere Frauen —"

„Dafür sorge ich doch auch," fiel er ihr beschwichtigend ins Wort. „Wir haben in diesem Winter ja schon, abgesehen von andern Gesellschaften, neun Bälle mitgemacht, und die Höhe der Saison beginnt doch erst jetzt".

„Wie schön du zählen kannst!" höhnte sie. „Das ist einmal wieder so recht deine schwerfällige, sauertöpfische Manier! Man sollte meinen, du wärest hundert Jahre alt".

„Ich habe mich noch nie beklagt, wenn wir ausgegangen sind," entgegnete er in erzwungenem, heiterem Ton. „Eine angenehme Geselligkeit macht mir sogar Freude!"

„Ja, was du angenehm nennst," versetzte sie bitter. „Menschen mit deiner hochgerühmten, vornehmen Haltung und sogenannten geistreichen Konversation. Das kenn' ich, und es langweilt mich zum Sterben. Mein Gott, habt ihr denn alle kein Blut in den Adern — das sich austoben will?"

„Sprich doch nicht immer von Austoben!" sagte er unmutig.

„Aber ich will mich austoben — ich will mich austoben!" stieß Nina verbissen hervor. „Man ist doch nur einmal jung — und noch dazu jetzt, wo alle Welt sich amüsiert, wie noch nie —"

„Ja, wo die Deutschen auf den Trümmern des Vaterlandes tanzen," fiel er ihr schneidend ins Wort. „Das wollen wir denn aber doch nicht mitmachen. Wir sind ja weder Sparkassisten, noch Schieber".

„Ach was, bleib' mir mit deinen politischen Floskeln vom Leibe!" rief sie aus. „Ich hab' Deutschland nicht ins Unglück gerannt, und es würde deinem geliebten Vaterland auch verwünscht wenig nützen, wenn ich mich griesgrämig hinsetzte und meine Jugend vertrauerte. Sag' was du willst — ich werde mein Leben genießen, und ich *werde* auf diesen Ball gehen, ob du nun mitkommst, oder nicht!"

„Das wirst du nicht tun".

Sie sah ihm gerade ins Gesicht und lachte laut auf.

Klemens wechselte die Farbe, bewahrte aber mühsam die Ruhe.

„Es tut mir leid," sagte er. „Wie gesagt, ich hätte dir die Freude gegönnt, aber ohne mich auf dieses Maskenfest zu gehen, kann ich dir zu meinem Bedauern nicht erlauben".

„Ich bin keine Sklavin —" stieß sie zwischen den Zähnen hervor. „Die Art von Tyrannei ist zu Ende. Heutzutage haben wir Frauen auch Rechte".

„Gewiß. Pflichten und Rechte. Die Pflicht der Selbstachtung, und das Recht, durch den Ehemann beschützt zu werden — auch gegen sich selbst".

„Was willst du damit sagen?" fuhr sie auf.

„Das weißt du selbst am besten," erwiderte er und verließ das Zimmer.

Zweites Kapitel.

Oben in seinem Studierzimmer sank Klemens seufzend auf seinen Schreibtischsessel nieder. Es war schon ziemlich dunkel, aber er vergaß, die Lampe anzudrehen und starrte abwesend ins Leere.

Mariannens Worte gingen ihm im Kopf herum.

Ach, sie hatte gut reden! Sich ineinander finden... Wie war das möglich bei zwei so von Grund aus verschiedenen Naturen? Hatte er denn nicht in seiner dreijährigen Ehe sein Möglichstes getan, um sich mit Nina einzuleben? Hatte er es nicht auf alle Arten versucht? Mit Nachgiebigkeit sowohl, wie mit der, von Marianne empfohlenen Festigkeit? Und war es nicht alles umsonst gewesen? Wenn er seinen Willen geltend machte, glitt sie ihm wie ein Aal durch die Finger. Sie bot sozusagen keinen Halt, an dem man sie packen konnte, sondern wich aus, überschüttete ihn mit Sophistereien und Vorwürfen und zog die Debatte so geschickt in die Länge, daß er schließlich selbst nicht mehr wußte, ob er recht oder unrecht hatte. Es war, als ob er sich bemühte, einen fließenden Bach mit seinen Händen aufzuhalten.

Versuchte er es dann ein andermal mit freundlicher Nachgiebigkeit, so merkte er bald, daß sie ihm dafür keinen Dank wußte, sondern ihn innerlich auslachte und verachtete.

Und er durfte auch nicht nachgiebig sein!

Schließlich war es doch seine Pflicht, über sie zu wachen und seinen Namen, seine Ehre zu wahren. Denn daß sich hinter ihrem zur Schau getragenen kindlichen Wesen nicht nur eine unbezähmbare Vergnügungssucht — ja fast Lebensgier! —, sondern auch eine gefährliche Anlage zum Flirt verbarg, war ihm schon auf der Hochzeitsreise klar geworden, als sie das Blendwerk kindlicher Unschuld, mit dem sie den weltabgewandten Gelehrten im Sturm erobert hatte, wie einen Mantel abwarf und sich ihm zeigte, wie sie war: eine herzlose, oberflächliche Kokette.

Blutenden Herzens hatte er sich mit dieser Tatsache abgefunden, hatte sich im Widerstreit zu seinen eigenen Neigungen ehrlich bemüht, ihrer Natur Rechnung zu tragen und ihr die Vergnügungen zu bieten die für sie nun einmal Lebensbedürfnis waren. Aber nur zu bald war es ihm klar geworden, daß sie in diesen Vergnügungen zu weit ging. Was sie brauchte, war nicht eine harmlos-fröhliche Geselligkeit, sondern Flirt, Männer, die ihr huldigten und denen sie mit unverhohlener, fast gieriger Bereitwilligkeit entgegenkam.

Klemens richtet sich tröstend auf. Seine schmalen Schultern zogen sich nervös zusammen. Im Geiste sah er sie vor sich — seine Frau, die süße, kleine, kindliche Nina, in die er sich so sterblich verliebt hatte, und die jetzt gleich einer Circe auf — ja, es war nur zu wahr! — auf Männerjagd ausging!

Ein Gefühl von Ekel stieg in ihm auf.

Und dann überfiel ihn mit einem Male eine rasende Wut. Er sprang auf, rannte mit geballten Fäusten im Zimmer hin und her, schlug sich vor den Kopf und stieß durch die zusammengebissenen Zähne abgerissene Worte hervor. In diesem Augenblick haßte er Nina — ja verabscheute sie! Wie es bei Männern, die wenig von Frauen wissen, oft der Fall ist, hatte er sich einen theoretisch idealisierten Begriff vom Ewig-Weiblichen gemacht, und diesem Ideal hatte die reizende kleine Nina mit ihren so unschuldig blickenden blauen Augen und ihrer weichen, rührenden Hilflosigkeit entsprochen. Sie hatte an sein warmes Herz und seinen männlichen Sinn appelliert. Hier gab es etwas zu hegen und zu pflegen, etwas zu schirmen und zu schützen. Er hatte sich den Frauen bis dahin ferngehalten, hatte ganz seiner geliebten Wissenschaft gelebt und die Empfindungen seines weichen Herzens und seiner gesunden Männlichkeit nicht verzettelt. Nun ergoß sich die ganze Flut dieser aufgespeicherten Gefühle über Nina . . .

Und dann kam die Enttäuschung!

Nicht ein hilfloses, unschuldiges, schutzbedürftiges Wesen hatte er zur Frau genommen, sondern eine raffinierte, rücksichtslose, genußsüchtige Kokette ohne Grundsätze, ohne Pflichtbewußtsein, ohne Herz und ohne Zartgefühl.

Er war wie betäubt, wollte es nicht glauben, sträubte sich verzweifelt gegen die unentwirrbare Erkenntnis. Er versuchte sich einzureden, daß er nur nichts von Frauen wisse, nicht mit ihnen umzugehen, sie nicht richtig zu begreifen vermöge.

Alles umsonst!

Nina selbst riß ihm unbekümmert einen Schleier nach dem anderen von den Augen. Sie hatte ihren Zweck erreicht, war die Gattin eines hochangesehenen und reich wohlhabenden Mannes geworden. Da tat es nicht mehr nötig, sich Zwang aufzuerlegen. Im Gegenteil, je früher er einsah, daß es ihr nur darauf ankam, die Vorteile ihrer neuen Stellung auszubeuten und das Leben auf ihre Weise zu genießen, um so besser!

(Fortsetzung folgt.)

Persien und Mesopotamien

Zwei harte Nüsse für englische Backzähne

Die Sonne über dem Rücken des Löwen im persischen Wappen stellt eine aufgehende Sonne dar. Von Rechts wegen müßte es seit langem eine untergehende sein. Die Glanzzeiten des uralten Sassanidenreiches, in dem Darius auf den Felswänden von Bisutun einmeißeln lassen durfte: „Ich, Darius, der König, der König der Könige, König von Persien, Großkönig der Provinzen, des Hystaspes Sohn, des Arsames Enkel, der Achämenide" sind längst vorüber. Aber noch Mitte des vorigen Jahrhunderts, 1848, als Nasr-eddin den Thron des Schahs bestieg, war Persien wenigstens noch ein unabhängiges Reich mit gesunden Staatsfinanzen. Sven Hedin schildert in einem neuen Buche („Persien und Mesopotamien", Leipzig, 1923, F. A. Brockhaus), wie es dann stranguliert worden ist — im Norden von den Russen, im Süden von den Engländern — nicht zuletzt durch die Unfähigkeit seiner Beherrscher, deren liederlichster, der durch seine kostspieligen Europareisen bekannte Schah Mussafar-eddin gestorben 1906) das Tempo des Verfalls noch steigerte. England kommt in dem Hedinschen Buche, das den Untertitel führt „Zweiasiatische Probleme", herzlich schlecht weg. Wenn Lord Curzon seine Nase in das Buch stecken wird, und das dürfte geschehen oder schon geschehen sein, so wird er die Nase etwas rümpfen. Eine Rose von Schiras duftet lieblicher. Wir lesen ein Gleichnis Balfours, das sich darauf bezieht, daß England in dem Augenblick von Rußlands großer Not und Schwäche (1917) den Platz der Russen in Persien, die nordpersische russische Interessensphäre, einnahm: „Lord Curzon hat gehandelt wie ein Landstreicher, der einem Badenden, der in Not ist, die Kleider stiehlt. Ertrinkt der Badende, — dann all right." Wie aber, wenn er davonkommt und noch dazu der Stärkere ist? Rußland ist nicht ertrunken: heute haben die Bolschewiki in Nordpersien tatsächlich die Oberhand. England hat einen Zurückzieher gemacht, um so schmerzlicher, als es sehr viel pounds in Persien hineinebuttert hat. Es muß sich von dem Schweden, der kein Anbeter Britanniens ist, sagen lassen, daß es, einer gefräßigen Boa gleich mehr Beute verschluckt hat, als es zu verdauen imstande war. Lloyd George, der sich so gern stolz in die Brust werfe: „Ich war's, der den Krieg gewann", könnte eines schönen Tages eingestehen müssen: „Ich habe Aegypten, Persien und — Indien verloren." Ganz so weit, sind die Engländer noch nicht, obwohl ihnen ihre Feinde das beste wünschen. Inzwischen hat sich auch Uncle Sam in Persien eingestellt. Mit dem Rufe: „Good morning, ich sei, gewährt mir die Bitte, in eurem Bunde der Dritte", hat sich Amerika November 1921 als Puffer zwischen dem Bären, der vielleicht nächstens seinen Marsch nach Süden wieder aufnimmt, und den etwas eilig zum Südrand retirierten old England hineingeschoben und in fünf persischen Provinzen eine Konzession für seine Standard Oil-Company gechartert — obwohl seit langem eine anglo-persische Oel-Kompagnie dieselbe Konzession erhalten hat. Wie gesagt, Sven Hedin ist kein Verehrer Englands, er prophezeit ihm, daß es demnächst mit seiner Größe vorbei ist. In dem Abschnitt „Mesopotamien und England" reisen wir mit Sir Charles Townshend nach Kut-el-Amara. Man ißt Pferdefleisch, denn fünf Monate weht der Union Jack über der eingeschlossenen Festung. Dann fliegt die weiße Fahne hoch. Kut wurde nicht mit Waffen, sondern durch Hunger genommen. Townshend schreibt — und Sven Hedin bezweifelt die Echtheit des Vorfalls — daß bei der endlichen Kapitulation deutsche Stabsoffiziere zugegen gewesen seien, „um achtzugeben, daß uns (den Engländern) die äußerste Demütigung angetan wurde. Ebenso wie sie 1870 die Franzosen auf Grund ihrer erniedrigenden Kapitulationsbedingungen behandelt hatten. Als Beweggrund für ihre außerordentliche Mißachtung der traditionellen Ritterlichkeit im Krieg betrachtete ich immer die Rache für ihre eigene entehrende Uebergabe von Festungen und Garnisonen in Preußen im Jahre 1806 nach der Niederlage von Jena." Sogar der berühmte Blücher habe Lübeck mit 14 000 Mann nach seiner Verteidigung von wenigen Stunden übergeben. Sven Hedin meint, Townshend sollte nach dem Versailler Vertrag etwas leiser sprechen von Demütigungen, die er und seine Briten nach dem Fall von Kut erfahren hätten. Auch hier prophezeit der Schwede, daß die Saat, die England im Kriege in Mesopotamien „unter der stillen Verwünschung der mohammedanischen Regimenter" in die Erde gelegt habe, zu einer Ernte reifen werde, die England teuer zu stehen kommen werde. Mit dieser wiederholten Prophezeiung an Englands Adresse klingt auch das Buch aus. Besonders wohltuend berührt es, daß Sven Hedin ausführlich das Buch Morgan Shusters „Die Erdrosselung Persiens" berührt, in dem gegen die barbarischen Grausamkeiten geeifert wird, mit der politische Absichten durchgeführt werden. Der Amerikaner Shuster wirft die Frage auf, ob es mit dem Völkerrecht oder den Forderungen der menschlichen Gerechtigkeit in Einklang zu bringen sei, daß friedliche Einwohner massakriert, Zivilisten niedergeschossen, gemartert, vor Kanonen gebunden oder gehängt werden." Schon um dieser Einsechtungen willen ist das Problem, das der bekannte Schwede von seiner Warte aus analysiert, eine immerhin interessante Lektüre.

Schmidt-Helling

Der Kußpeter

Von Lenelotte Winfeld

„Gib ihm noch einen," sagte Robert, und sah lachend zu, wie seine schöne, junge Frau den kleinen Dr. Just abbusselte. „Just, du bist doch der reine Kußpeter!"

Da flog die Tür auf, und Sissy kam herein. Sie wurde ganz blaß. Robert, der sie aufmerksam beobachtete, dachte: „Da ist mal eine, die den kleinen Just ernst nimmt."

„Ihr seid kontraktlich verpflichtet, mich lieb zu haben, ihr süßen Bestien!" rief Just und hielt die Hände fest, die ihn geliebkost hatten. Seine großen Augen streichelten Roberts Frau mit ihrem schönsten Samtblick. Als er aber Sissy gewahrte, wurde der Ausdruck seines Gesichts verdrießlich. Er ließ Roberts Frau los, machte Sissy eine stumme Verbeugung und setzte sich in die von der verschleierten Lampe entfernteste gelegene Ecke. Robert nickte sinnend vor sich hin.

„Nehmen Sie keinen Zucker zum Tee, Fräulein Sissy?" fragte er. „Sie lieben wohl keine Süßigkeiten?"

„Nein, danke!"

„Weiß ich besser!" rief Roberts strahlende Frau. „Die Sissy ist nur beim Tee Asket, doch sonst — —"

Sissys Wangen färbten sich purpurn. Dr. Just betrachtete sie.

„Sie ist eigentlich ganz hübsch," dachte er. „Warum reizt sie mich nie zum Küssen wie die andern Bestien? Sie ist gut und klug, und ich zottele nun schon drei Jahre mit ihr herum, und dabei — —"

„Kinder!" sagte Robert, „ihr werdet mir doch mit eurer Küsserei nichts angerichtet haben?' Wenn nun das Mädchen was gesehen hat?"

„Wenn schon!" lachte seine Frau. „Es gibt so 'ne und solche Küsse!"

„Es gibt Küsse, die so zart sind, wie eine Mutter ihr Kindchen streichelt," sagte Sissy leise. Sie sah unter den geschlossenen Lidern hervor Just traurig an.

„Schlange!" dachte er wütend. „Sie hat Lillys Brief gelesen. Gerade so hat die kleine Bestie Lilly an mich geschrieben . . . Na warte, gehst du mir noch mal an meinen Schreibtisch!"

„Am schönsten schmecken doch die Küsse, die man gar nicht kriegt, meinte Robert. „Ich denke dabei an die Küsse durch die Luft, die du mir in jedem Briefe schickst, Schatz!"

„Dem Luftikus — der Luftikus!" rief Just.

„Aber Küsse haben auch bindende Kraft!"

„Ach, ich weiß schon!" lachte Roberts Frau. Sie deklamierte mit übertriebenem Pathos:

„Die Lippen, die mich so berührt,
Sind nicht mehr deine eig'nen — —"

Robert wurde plötzlich ernst. Er sah den Rauchringen seiner Zigarette nach und sagte leise, wie zu sich selbst: „Ein Kuß hat mich zu einem vernünftigen Menschen gemacht!"

„Hast du mir nie erzählt," schmollte die junge kindliche Frau. Sie rückte ihren Sessel näher an den ihres Mannes und sah aus glänzenden Augen erwartungsvoll zu ihm auf.

„Ja, erzähle, erzähle!" rief auch Just.

„Weil's so häßlich paradox ist! Denn Küsse machen einen gewöhnlich nicht vernünftig! Im Gegenteil!"

Robert sah Sissy an, in deren guten Augen das Leid kauerte. Er begann: „Ich war ein rechter Kußpeter und Flirterich, fast noch schlimmer als unser Just hier."

Sissy wandte das Gesicht zur Seite und stützte den Kopf in die Hand. Just rutschte entrüstet auf die Kante des Sofas und öffnete den Mund zu einer Verteidigungsrede. Robert aber sprach schon weiter. „Ich liebte die „Bestien", wie unser Freund die verehrten Damen zu nennen beliebt, alle auf einmal, ich hätte am liebsten wie Sardanapal tausend Frauen besessen. Daß dabei von wirklicher Liebe keine Rede sein konnte, leuchtet dir hoffentlich ein, Schatz," wandte er sich schelmisch an seine nachdenklich dreinschauende Frau. „Du hast leider keinen Grund, auf meine Vergangenheit eifersüchtig zu sein. Mein Herz blieb ungebrochen, wohl in Voraussahnung des bösen Joches, das meiner wartete."

Die kleine Frau gab ihm einen Nasenstüber und drängte: „Weiter, weiter. Du willst von dem Kuß erzählen, welcher —"

„Ja. Also. ich selbst blieb lieblos trotz allen Flirtens. Umgekehrt war's anders."

„Die Bestien liefen dir natürlich in Herden nach", spottete Just.

„Weit gefehlt!" sagte Robert ruhig. „Die Mädchen, die ich küßte, gehörten wie ich zu den lieblosen. Sie dachten nicht daran, mich ernst zu nehmen und sich tragisch zu geberden. Nur eine, eine — —"

„Aha!" rief die kleine Frau, jetzt ernstlich eifersüchtig. „Eine ist gerade genug!"

„Liebes Kind," sagte Robert, und sein Gesicht war so traurig, daß seine Frau beforgt seine Hand faßte. „Diese eine wurde von mir dermaßen schlecht behandelt, daß ich noch heute nicht ohne Reue an sie denken kann. Die große, reine Liebe, die sie mir entgegenbrachte, verlachte ich. Sie reizte mich — obwohl sie gut und klug und nicht häßlich war — nicht zum Küssen wie die andern. Ich ließ stets meine schlechte Laune an ihr aus. Ja, ich haßte sie fast wegen ihrer Anhänglichkeit. War Neid in mir auf das große Gefühl, das sie beseelte, und dessen ich nicht fähig war? Wer weiß es? Sie litt um mich. Ich brach aber auch unsern Verkehr nicht ab. Sie fand nicht die Kraft, sich gegen mich aufzulehnen. Ich füllte ihre ganze Seele, ich war ihr Leben."

Ueber die Wange der kleinen Frau rollte eine rasche Träne.

„Wie muß sie dich geliebt haben, Robert!"

Der Erzähler schwieg. In die Stille hinein tönte ein tiefer Atemzug, er klang wie ein Seufzer und kam aus Dr. Justs Sofaecke.

„Eines Tages im Mai", fuhr Robert fort, „kam Marie — so hieß das Mädchen — zu mir. Ich hatte den Abend vorher in lustiger Gesellschaft verbracht, geflirtet, getändelt, gegeistreichelt. Das Fade des Abends hatte einen bitteren Nachgeschmack in mir hinterlassen. Ich ließ meine gereizte Stimmung an Marie aus. Lange ertrug sie geduldig meine Unartigkeiten. Plötzlich stand sie von ihren Knien auf — sie suchte die auszubessernde Wäsche aus meinem Schrank — trat vor mich hin und sagte: „Gib mir einen Kuß!" — — — Ich war sprachlos. Nie hatte sie mich darum gebeten. Nie hatte ich daran gedacht, sie zu küssen. Und nun, jetzt noch den bitteren Worten, die ich ihr gesagt! — Sie aber schien alle Scheu überwunden zu haben. Sie legte beide Arme um meinen Hals, zog mein Gesicht zu sich herunter und drückte ihre Lippen fest und lange auf meinen Mund. Ihre Augen leuchteten.

„Nun bist du gefeit gegen die Gefahr der Verflachung. Meine Liebe bindet dich an — die Liebe. Leb wohl, du Einziger!"

Sie nahm ihren Hut vom Sofa und ging. Ich hörte die Tür klappen, sah die am Boden verstreuten Wäsche und wollte Marie zurückholen, sie aufschelten. Ich konnte nicht. Ich setzte mich auf das Sofa und sann. Das Nichtige und Verkehrte meines Lebens kam mir jäh zum Bewußtsein. Maries Kuß schien wirklich neue Kräfte auf mich übertragen zu haben."

Robert stand plötzlich auf und holte seine Zigarettendose vom Rauchtisch. „Seht ihr, Kinder," sagte er in verändertem leichten Ton, „seit jenem wirklichen Liebeskuß im Mai wurde ich ein brauchbarer Mensch, der seine Kräfte nicht mehr verzettelte, sondern der Arbeit widmete."

„Und Marie —?" fragte die junge Frau angstvoll.

„Sie verließ an jenem Tage unsere Stadt: acht Tage später erhielt ich die Nachricht von ihrem Tode."

Schweigen.

Sissy erhob sich. „Ich muß noch in die Buchhandlung", sagte sie abschiednehmend.

„Einen Moment — ich begleite Sie!" Dr. Just stand neben ihr.

Als sich die Tür hinter beiden geschlossen, sagte Robert zu seiner Frau: „Ich glaube, den Kußpeter haben wir kuriert."